

2.

Ein neidischer Mensch ist ein größerer  
Sünder, als er zu seyn glaubt.

Ueber den vorigen Text.

**E**s giebt böse Gesinnungen, die einen gewissen Anstrich von Natürlichkeit haben, und die uns darum auch gar nicht sträflich zu seyn scheinen. Wenigstens so lange sie noch bloß in unsern Herzen ruhen, noch nicht in Handlungen ausbrechen, die ihnen gewiß sind, so lange glauben wir durchaus vorwurfsfrei zu seyn. Dies gilt z. B. von der Rachgier. Wie oft stehen wir in dem Wahne, daß jeder Mann von Ehrgefühl diese oder jene Beleidigung mit Nachdruck ahnden würde, und daß also auch uns das Ehrgefühl dazu auffodere! Wenn nun aber dennoch eine geheime Regung des Gewissens uns noch zurückhält, oder Mangel an Gelegenheit uns noch nicht gestattet, sie wirklich zu ahnden — wie oft lassen wir dann doch die rachgierige Gesinnung selbst fortgähren in unserm Innersten, ohne uns deshalb allein auch nur im mindesten anzuklagen! Wie oft vergessen wir der unlängbaren Wahrheit, daß Gott das Herz ansehe, und daß nur die Beschaffenheit des Herzens unsern Werth vor ihm bestimme! Eben das gilt vom Neide. Tausende unterhalten die Regungen desselben, und denken kaum daran, daß sie sündlich sind. Jeder — so urtheilen sie — ist sich doch selbst der Nächste. Wie natürlich also ist es auch, lieber uns selbst, als Andere, beglückt zu sehen! Jeder findet es doch sehr unangenehm, in seinem Stande Nebenbuhler zu haben, die sich vor ihm auszeichnen, oder doch mit ihm um den Vorzug wetteifern. Wie könnt'

es tadelnswürdig seyn, sich von dieser Unannehmlichkeit möglichst zu befreien? Und wenn das Wohl Anderer dem unsrigen hinderlich ist, oder doch werden kann — warum sollten wir es nicht für erlaubt, und sogar für pflichtmäßig halten, jenes zu untergraben, um dieses zu sichern und zu heben? — So urtheilten auch wohl Joseph's Brüder. Und doch war ihre Gesinnung höchst verwerflich. Ihr Vater zwar gab Anlaß, daß sie sich in ihrem Herzen entwickelte, und sie selbst glaubten darin auch wohl wenigstens so lange, als sie sich noch nicht zu wirklicher Grausamkeit gegen ihren Bruder hatten fortreißen lassen, ihre völlige Rechtfertigung zu finden. Allein uns, die wir hier nicht so, wie sie, durch Leidenschaft geblendet werden, ist es unmöglich, ihre Gesinnung zu billigen. Nochmals müssen wir darum zurückkehren zu dem Anfange jener Geschichtszählung. Dies erfordert die Vollständigkeit in der Anzeige dessen, was die nachherigen Ereignisse begründete und vorbereitete, und dahin gehört vorzüglich auch jene Unart, des Sinnes, den Joseph's Brüder verriethen. Wir sagen mit Recht:

Ein neidischer Mensch ist ein größerer Sünder,  
als er zu seyn glaubt.

Demm

I. jedem unbefangenen Beurtheiler seines Sinnes erscheint er als ein entschiedener Gottesverächter, nur sich selbst nicht. Oft genug führt er vielleicht den Namen Gottes im Munde; vielleicht weiß er auch sonst wohl viel Kühnliches von Gott zu sagen; vielleicht äussert er öffentlich tiefe Ehrfurcht vor ihm, und schmeichelt sich deshalb, ein wahrer Gottesfreund zu seyn. Aber was hilft's? Er täuscht doch nur sich selbst; er hält sich für etwas ande-

res, als er ist. Neid kann durchaus nicht bestehen mit inniger Gottesverehrung.

Wo diese waltet, da erkennet man ja doch in Gott auch den Schöpfer und Eigenthumsherrn der ganzen Welt, den unbeschränkten und unbeschränkbarern Gewalthaber, ohne dessen Veranstaltung nichts ist und geschieht, den Vater des Lichts, der seine guten und vollkommenen Gaben vertheilet, wie er will. Man ist insbesondere überzeugt, daß Mannichfaltigkeit in seinen Werken und Anordnungen, weit entfernt, irgend einen Tadel zu verdienen, im Gegentheil nur zum Schmucke der Welt gehöre. Man bekennet es laut: So wenig der Stein sich beklagen darf, daß er nicht Pflanze ist, die Pflanze, daß sie nicht Thier ist, das Thier, daß es nicht Mensch ist, eben so wenig auch der einzelne Mensch, daß er nicht ist, wie der andere oder daß er nicht einen höhern Grad von Schönheit, von Körperkraft, von Scharffsinn, von Beredsamkeit, von äußerem Wohlstande u. dgl. hat, als der andere. Man sieht es ein, daß man, zufrieden mit den Segnungen, die Gott uns ertheilet, ihn nicht der Unweisheit oder der Ungerechtigkeit zeihen dürfe wegen der Segnungen, mit welchen er Andere überschüttet, daß man kein Recht habe, ihm darin Maaß und Ziel zu bestimmen, kein Recht, für sich selbst einen Vorzug zu verlangen, sondern vielmehr verbunden sey, mit dankvollem Sinne seine freie Güte zu preisen. Ist es denn also nicht Gottesverachtung, wenn ein Mensch gleichsam neben Gott sich hinstellt, und ihm Unzufriedenheit mit seinen Veranstaltungen zu erkennen giebt? Ist es nicht Gottesverachtung, wenn er sich die Annahmung erlaubt, in diesem oder jenem Falle besser zu wissen, als Gott, was da hätte geschehen oder nicht geschehen müssen? Ist es nicht Gottesverachtung, wenn er die Wohlthaten,

die Gott ihm selbst zu Theil werden ließ, mit schöner Gleichgültigkeit übersehete, und zwar bloß darum, weil ähnlicher oder noch größerer Wohlthaten auch Andere gewürdigt wurden? Und stellet nicht wirklich in allen diesen Rücksichten ein neidischer Mensch sich als ein Gottesverächter dar? Empört er sich nicht gegen Gott selbst, indem er sich gegen die Vorzüge empört, mit welchen Gott einen andern Menschen begnadigte?

Freilich in ihrem ganzen Umfange dürfen wir diese Erkenntniß bei Josephs Brüdern wohl noch nicht voraussetzen. Sie lebten noch in der dunklern Vorzeit; ihr Verstand hatte sich noch nicht zu vollem Lichte emporgearbeitet. Noch war kein Paulus unter ihnen aufgetreten, um ihnen ausdrücklich zu sagen: „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist Ein Geist — mancherlei Aemter, aber es ist Ein Herr — mancherlei Kräfte, aber es ist Ein Gott, der da wirkt Alles in Allen.“\*) Aber die reine, erhabene Vorstellung von Gott, als dem Schöpfer und Herrn aller Dinge, war doch auch ihnen schon überliefert worden. Sie hatten es vernommen von ihren Stammvätern, daß Gott in der Leitung ihrer Schicksale sich offenbare. Sie wußten außerdem besonders aus ihres eigenen Vaters Geschichte, wie sehr Gott in der Austheilung seiner Gaben die höchste Freiheit behaupte: denn ihn hatte Gott mehr, als Esau, beglückt — ihm hatte er die Verheißung gegeben: durch dich und deine Nachkommen sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden\*\*). Wie leicht also war es auch einzusehen: von Gott kommen die Talente, die unsern Bruder Joseph auszeichnen — von Gott ist es veranstaltet worden,

\*) 1. Kor. 12, 4—6.

\*\*\*) 1. Mos. 26, 14.

daß er die Rahel zur Mutter hatte — von Gott wurde hierdurch um sein und unsers Vaters Herz ein lengeres Band geschlungen — unter Gottes Regierung entstanden auch selbst die Träume, die er in aller Unschuld des Herzens uns erzählte! — Wenn sie nun diese Einsicht ihrem Geiste stets gegenwärtig erhalten hätten — würden sie dann wohl zu bitterm Reide gegen ihren Bruder fortgerissen worden seyn? Würden sie es gewagt haben, den anzufeinden, den Gott liebte, dem Schmerz zu bereiten, den Gott in ein froheres Verhältniß gesetzt hatte, den unterdrücken zu wollen, dessen Erhebung über sie Gott schon damals vorzubereiten schien? Aber dies alles bedachten sie nicht. Die Vorstellung von der Wirksamkeit Gottes in allen Angelegenheiten der Menschheit war in Beziehung auf ihren Bruder ihnen zuwider. Sie verhöhnten durch ihre Gesinnung die ersten und einleuchtendsten Grundsätze der Gottesverehrung. Und so verhält sich jeder Neidische. Er will von dem Gott nichts wissen, der den Beneideten so sehr begünstigt. Er ist ein Gottesverächter, ohne deshalb sich selbst verächtlich zu finden; er ist ein größerer Sünder, als er zu seyn glaubt.

II. Jedem Unbefangenen erscheint er außerdem als ein ungerechter Verschwörer wider fremdes Wohl; nur sich selbst nicht. Er setzt voraus, daß das Wohl nicht in den rechten Händen sey, wenn es nicht in den seinigen ist, oder in denen, die er mit den seinigen freundlich verbunden hat. Er dünkt sich befugt oder wohl gar verpflichtet, alle Anstalten zu treffen, die ihm selbst nicht offenbar nachtheilig sind um dem Beneideten das Glück zu entwenden, oder ihm doch den Genuß desselben zu verkümmern. Er läugnet durch seine Gesinnung die Gültigkeit der Ansprüche, die gleich ihm jeder Andere, er sey, wer er wolle, auf Güter des Lebens hat, läugnet das

Recht jedes Andern, eine möglichst große Summe von diesen Gütern zu besitzen, läugnet den wohlthätigen Einfluß, den fremde Besizungen auch auf seinen Zustand haben oder doch haben können und sollen. Er bedenkt nicht, wie menschenfeindlich er urtheilt.

Nicht nur das, was von den Beneideten selbst nicht abhängt, die Gaben der Natur, die Begünstigungen des Schicksals, die Vorzüge, die ihnen andere Menschen zugesiehet, die Dienste, die sie ihnen erweisen, sondern auch sogar ihre Tugenden und die natürlichen Folgen derselben, ihre Thätigkeit, ihre Uneigennützigkeit, ihre Wahrheitsliebe, ihre Bescheidenheit, ihre Sanftmuth, ihren überlegenden Sinn, und die Gerechtigkeit, die man ihnen deshalb widerfahren läßt, die Lobsprüche, die man ihnen ertheilet, die Früchte, die sie von ihrer Arbeit genießen — dies Alles macht er ihnen gewissermaßen zu einem Verbrechen. Er hasset sie also wohl gar eben deswegen, weil sie keinen Haß verdienen, weil sie der Liebe, der Achtung, des Vertrauens werth sind. Welch eine Ungerechtigkeit! Und diese Ungerechtigkeit — von welchen unseligen Wirkungen ist sie! Wie emsig sucht er an den Beneideten jeden, auch nur scheinbaren, Fehler auf! Wie böshaft verdrehet er die Bedeutung ihrer Reden! Mit welcher heuchlerischen Kunst sucht er zu beweisen, daß ihren Handlungen nur böse Absichten zum Grunde liegen! Mit welcher tückischen Freude benützt er jede Gelegenheit, ihren guten Namen zu schmälern, ihren Wohlstand zu untergraben, ihre Ruhe zu stören und ihre Standhaftigkeit in der Ausführung gemeinnütziger Pläne zu ermüden! Und wie oft siehet er dabei selbst über alle die Verhältnisse hinweg, in denen er mit ihnen stehet! Wie oft vernachlässiget er alle die Pflichten, die in diesen Verhältnissen ihm obliegen!

Wir bemerken ja dies auch an Josephs Brüdern. Immerhin mochte es eine unverkennbare Schwachheit Jakobs seyn, daß er ihnen seinen Joseph so auffallend vorzog. War nicht diese Schwachheit sehr leicht erklärbar? War er nicht, ungeachtet derselben, immer noch ihr Vater? War er nicht in jeder andern Rücksicht ein frommer, achtungswürdiger Mann? Hätten sie denn nicht aus diesen Gründen ihn mit Schonung beurtheilen sollen, zumal, da er schon zu hohem Alter gelangt war, und auch wohl nicht selten, wie z. B. durch den Verweis, den er seinem Lieblinge, der Erzählung seiner Träume wegen, gab, ihren Erwartungen Genüge leistete? — Immerhin mochte er ferner diesen Liebting in ein buntes Gewand kleiden. War er denn schlechterdings verbunden, ihnen ein ähnliches zu geben? Versetzte er dadurch ihren Bruder in den erwünschtesten Zustand? Ließ er sie selbst unbekleidet? Durften sie wohl, als die reisern Söhne, eine solche Kleinigkeit für so wichtig halten, daß sie dadurch in die höchste Erbitterung geriethen? — Und dann die wahren Vorzüge Josephs, die gewiß schon damals sich mächtig entwickelten, — konnten sie wohl ganz ihrer Aufmerksamkeit entgehen? War es dabei zu verwundern, daß ihres Vaters Herz ihm anhing? Oder war es zu verlangen, daß er, um ihnen nicht verhaßt zu seyn, weniger Schönheit, weniger Verstand, weniger Tugendfinn, weniger vertrauliche Liebe zu seinem liebreichen Vater haben sollte? — Freilich zeigte er nicht selten auch ihre Vergehungen an. Aber warum machten sie dieser Vergehungen sich schuldig? Es war doch nöthig, um ihrer eigenen Besserung willen nöthig, daß der Vater sie erfuhr, und dieser hatte zu Joseph das Zutrauen, daß er nicht lügen, nicht erdichten und verläunden werde. Auch sie selbst konn-

ten keiner grundlosen Angaben ihn zeihen. Sie würden sonst laut und kühn wider ihn hervorgetreten seyn, und sich gerechtfertiget haben. Warum ließen sie sich denn nicht warnen? Warum sorgten sie nicht dafür, daß sie einen unpartheiischen Beobachter ihres Verhaltens nicht scheuen durften? Warum ahmten sie ihrem Bruder nicht nach in seiner Entfernung von allen Ausschweifungen, anstatt ihn deshalb zu beneiden und anzuseinden? Aber — sie wollten ungezügelt bleiben. Ein Sittenbeobachter war ihnen, so wie späterhin Jesus den Pharisäern und Schriftgelehrten, unerträglich. Seine vorgeblich ungeziemende Anträgerei also mußte zu einem Vorwande dienen, ihrem Widerwillen gegen ihn noch einen scheinbaren Anstrich des Rechts zu geben. So verblendet, so bethört von seiner Leidenschaft, so aufrührerisch gegen die Wahrheit, so erpicht auf Unterdrückung der Unschuld und Tugend ist ein neidischer Mensch! Und er ahnet nicht einmal die Verwerflichkeit seiner Bestimmung, er erkennt nicht einmal die Ungerechtigkeit seiner Entrüstung wider fremdes Wohl; er ist ein größerer Sünder, als er zu seyn glaubt.

III. Jedem Unbefangenen erscheint er ja endlich auch als ein thörichter Verderber seiner eigenen reinsten Freuden; nur sich selbst nicht. Er wähnt sich im Gehentheil Freuden zu bereiten, indem er Andern die ihrigen zu rauben sucht. Auf ihres Glückes Trümmern hofft er das seinige zu erbauen. Und doch schmiedet er am Ende seine Klänke nur gegen sich selbst. Satanishe Freuden sind von kurzer Dauer; ein Glück auf den Trümmern des andern stürzt bald zusammen; der Fluch des Heiligen im Himmel ruhet auf ihm.

Die reinsten Freuden quillen aus einem großen, edlen Geiste, aus einem sanften, menschenfreundlichen Herzen,

aus einer weisen, sorgsamem Benutzung alles dessen, was zur Verschönerung unsers Lebens bestimmt ist. Aber wie in aller Welt könnte jemand einen kleinern Geist, verrathen, als wenn er Eigenschaften, die jeder Mensch von gesundem Verstande für Vorzüge hält, bloß darum nicht als Vorzüge gelten lassen will, weil sie einem Andern eigen sind, oder wenn er es einem Andern nicht verzeihen kann, daß er eine schöne Gesichtsbildung, eine schlanke Gestalt, einnehmendes Wesen, großes Ansehen, bedeutende Güter u. dgl. hat, und wenn es ihn nun kränket und ärgert, daß nicht alle seine Mitbürger urtheilen, wie er? Wie könnt' er sein Herz von einer schändlichen Seite zeigen, als wenn er, alles Gefühl für Menschenrecht und Menschenwohl ertödtend, mit gierigem Eigennutze jedes auszeichnende Gut in seinem Kreise an sich reißen zu können wünscht, wenn er nur in der Herabwürdigung Anderer seinen Ruhm suchet, nur in dem Sturze ihres Wohlstandes den seinigen steigen siehet, und allenfalls wohl gar selbst sich ein Unglück gefallen lassen würde, sobald dabei nur sie noch tiefer ins Unglück versanken? Wie könnt' er sein Leben um eine größere Summe von Annehmlichkeiten betrügen, als wenn er in bitterm Anmüthe die Reize seines eigenen Zustandes übersieht, und die Reize des fremden sich größer vorstellt, als sie sind, wenn ihn die marternde Einbildung begleitet, daß alles, was Andere haben, eigentlich nur ihm gebühre, wenn er folglich sogar das, was auch ihn erheitern sollte, nämlich das Vergnügen Anderer, nur als die Quelle seines Mißvergnügens betrachtet, und eben dadurch zugleich ihre Herzen von dem seinigen zurückstößt?

Welche Thoren waren also auch Josephs Brüder! Durch ihren neidischen Sinn erniedrigten sie ihren eigenen Geist, sie beschimpften ihr eigenes Herz, sie verkümmerten

ihr eigenes Leben. Es heißt von ihnen: Nicht einmal ein freundliches Wort vermochten sie ihrem Bruder zuzureden. Und war das nicht zugleich ein Verlust für sie selbst? Verdrängten sie dadurch nicht manche süße Stunde, die sie im Umgange mit ihm hätten zubringen können? Legten sie nicht dabei in jede Erinnerung an ihn gleichsam ein Gift, das an ihrer Ruhe und Heiterkeit ägte? Ja, mit Recht bemerkt Salomo: Ein gütiges Herz ist des Leibes Leben, aber Neid ist Eiter in den Gebeinen\*). Die Alten mahnten daher auch den Neid als eine hohlhängige, abgekehrte Gestalt, anstatt der Haare auf ihrem Haupte nur Schlangen, die mit einander ringen und auch in ihrer Hand, anstatt eines Dolchs, nur eine Schlange, die ihr selbst das Herz zerfleischt. Wie? Vor einem solchen schenstlichen Bilde sollten wir nicht erzittern? Oder wir sollten es nicht bei jeder Veranlassung unserm Geiste vergegenwärtigen, um uns recht lebhaft zu erinnern, daß ein neidischer Mensch zugleich sein eigener Peiniger sey? Zwar er selbst bedenkt das nicht. Während der Regungen seiner Leidenschaft starret sein Blick nur auf die Vernehteten hin. Darum fühlet er nicht die Schlangen in seinem eigenen Busen. Aber ist er nicht eben deshalb ein größerer Sünder, als er glaubt?

O so lasset uns denn doch nicht einer solchen qualenden Leidenschaft fröhnen! Lasset es uns doch nicht vergessen, daß sie schon in den frühesten Zeiten unsers Geschlechts einen Kain mit Mordgedanken rüstete, und seinen Arm erhob, dem Tode das erste Opfer zu überliefern — nicht vergessen, daß sie seit der Zeit (wer weiß, wie viele?) Tausende der edelsten Menschen, und unter ihnen nament-

\*) Spr. 14, 30.

lich auch einen Joseph, ja, sogar den eingebornen Sohn der Gottheit selbst, mit heimlicher oder öffentlicher Wuth verfolgt habe — nicht vergessen, daß sie von jeher selbst die blutigsten Kriege entspann, und Schlachtfelder mit Leichen übersäete, um nur den Nerger zu verbannen, den der Hinblick auf eine andere gleich große oder größere Macht einflößen kann? Fragen lasset uns vielmehr: was würden wir selbst empfinden, wenn wir an des Beneideten Stelle wären, und wenn nun der Glückszustand, zu welchem wir uns vielleicht mit Mühe und Redlichkeit emporgerungen hätten, uns nur verhaßt machte, und unsere ausgezeichneten Eigenschaften diesen Haß nur vermehrten? Wäre das nun die Freude, auf deren künftigen Genuß wir bei unsern rastlosen Bestrebungen rechneten? Wäre das der Lohn, den wir bei unserer Beharrlichkeit im Guten erwarten zu dürfen glaubten? Und wir sollten Andern nicht leisten, worauf doch wir in ihrer Lage die entschiedensten Ansprüche haben würden? Nein, das sey ferne! Wer neidisch ist, der kann das Reich Gottes nicht erben\*); denn er ist ein Gottesverächter. Er kann nicht aufgenommen werden in den Kreis der Seligen im Himmel; denn er ist ein unge rechter Verschwörer wider fremdes Wohl, und er würde ihren Himmel nur trüben wollen. Er kann nirgends Ruhe finden; denn sich selbst ist er überall gegenwärtig, und überall ist er sein eigener Plagegeist. Jeder unter uns rufe darum mit voller Zustimmung seines Herzens aus:

Frei von allem Neide  
Sey auch fremde Freude  
Mir ein Freudenquell!

---

\*) Gal. 5, 20 f.